

Michael Rosenberger

***Freude an dem, was wächst –
Schöpfungsspiritualität contra Machbarkeit***

Einleitung

Die UN-Klimakonferenz von Paris hat im Dezember 2015 das Ziel vereinbart, die Erderwärmung im Vergleich zum vorindustriellen Niveau auf zwei, möglichst sogar eineinhalb Grad Celsius zu begrenzen. Das wurde weltweit als Durchbruch gefeiert.

Doch wie wahrscheinlich ist es, dass die internationale Staatengemeinschaft das Ziel tatsächlich erreicht? Thorsten Mauritsen und Robert Pincus vom Max-Planck-Institut für Meteorologie machen wenig Hoffnung. Sie berechnen die Wahrscheinlichkeit für die Begrenzung der Erwärmung auf zwei Grad mit fünf Prozent, auf eineinhalb Grad mit weniger als einem Prozent (Thorsten Mauritsen / Robert Pincus 2017). Am wahrscheinlichsten ist nach Berechnung einer Forschergruppe der Universität Washington eine Erwärmung um 3,2 Grad Celsius (Adrian E. Raftery et al. 2017). In vielen Weltregionen ist das eindeutig zu viel, als dass dort noch Menschen leben könnten.

Machen wir uns also nichts vor: Der Rio-Prozess von mittlerweile 23 Weltklimakonferenzen und 13 Weltkonferenzen zum Erhalt der Biodiversität, der mindestens ebenso dringlich ist, bewegt sich von seinem Beginn 1992 bis heute ständig an der Grenze zum Burnout – und große Teile der Umweltbewegung mit ihm: Bis an die Grenzen der

völligen Erschöpfung kämpfen die Umweltbewegten, um das Ökosystem der Erde für den Menschen bewohnbar zu halten. Und kaum etwas bewegt sich. Wie kann man da noch Hoffnung haben? Lassen sich Frustration, Resignation und Verbitterung überhaupt vermeiden?

Die Wucht der Entwicklungen

Ein erster, dringend notwendiger Schritt ist es, sich einzugestehen, dass uns die Entwicklungen überrollt haben. Der sich selbst verstärkende technische Fortschritt, die immer schnellere und umfassendere Ökonomisierung des gesamten Lebens sowie die Zentrierung aller Lebensvorgänge auf den Konsum, haben in den letzten hundert Jahren eine Dynamik entfacht, die niemand auch nur ansatzweise geahnt hat. Sie hat die Menschheit überrollt und dafür gesorgt, dass alle politischen, rechtlichen und ethischen Maßnahmen zu ihrer Eingrenzung und Steuerung meilenweit hinterherhinken. Der menschliche Erfindergeist vollzieht gegenwärtig einen gigantischen Salto Mortale – und der könnte tödlich ausgehen.

Die dramatischsten Folgen dieser technisch-ökonomischen Dynamik liegen im ökologischen Bereich. Denn die derzeit stattfindenden Umweltzerstörungen können, wenn überhaupt, nur in extrem großen Zeiträumen behoben werden. Jahrtausende, vielleicht sogar Jahrzehntausende werden dazu nötig sein. Selbst wenn wir ab morgen keinerlei Treibhausgase mehr emittieren, wird der Meeresspiegel auf Grund der bisherigen Erderwärmung noch Jahrhunderte lang ansteigen und der Permafrostboden in den Hochgebirgen und polnahen Regionen wird

weiter auftauen. Von den anderen klimabedingten Phänomenen wie Stürmen oder Fluten ganz zu schweigen. Dasselbe gilt für den bereits eingetretenen Verlust an Biodiversität. Ausgestorbene Arten kehren nicht morgen zurück, wenn wir ihnen heute wieder Biotope anbieten. Sie haben sich in langen Zeiträumen der Evolutionsgeschichte entwickelt und ebenso lange wird das Auftauchen neuer Arten dauern.

Das Machbarkeitsdenken der Postmoderne

Auf Probleme reagiert der moderne Mensch mit der Frage, wie er sie beheben kann. Dabei denkt er aber allzu schnell an eine „Reparatur“ innerhalb kurzer Zeiträume. Das Problem ist erkannt, seine Ursache im Großen und Ganzen verstanden, also muss die Lösung ein Leichtes sein. Doch so einfach ist die Sache nicht. Das globale Ökosystem ist viel komplexer als das Betriebssystem eines Computers oder das Getriebe eines Autos. Das aber will niemand wahrhaben. Wir sind gefangen im „technokratischen Paradigma“, wie es Papst Franziskus in seiner Enzyklika *Laudato si'* beschreibt (LS 101–114). Unter diesem Paradigma betrachtet der Mensch alles ausschließlich als Objekt der Gestaltung und des Machens (LS 106). Dementspricht eine rein funktionalistische Sicht auf die Welt (LS 107). Franziskus spricht ausdrücklich von „Technokratie“, also von der Herrschaft des technischen Denkens: Nicht der Mensch beherrscht das Machbarkeitsdenken, indem er es nutzt, wo es Sinn macht, und auf seine Anwendung verzichtet, wo dieses Schaden hervorruft, sondern die Logik des Machens beherrscht ihrerseits den Menschen (LS 108). Und so paradox es klingt:

Sogar die großen Umweltprobleme werden oft nur unter der Perspektive der Machbarkeit betrachtet (LS 109). Dieser Gefahr erliegen sogar umweltbewegte Menschen, die eine Lösung der Probleme zwar nicht von industriellen Techniken erwarten, wohl aber von bestimmten Kulturtechniken wie der Bepreisung von Kohlendioxidemissionen. Hier liegt die Berechtigung der Kritik des Papstes an den grundsätzlich wichtigen Emissionszertifikaten (LS 171): Sie als Heilmittel für die Umweltkrise zu sehen, greift zu kurz.

Das ausschließliche Denken von der Machbarkeit her hat weitreichende Folgen. Es „führt... gewöhnlich dazu, den Sinn für die Gesamtheit, für die zwischen den Dingen bestehenden Beziehungen, für den weiten Horizont zu verlieren, der irrelevant wird. Genau dies hindert daran, passende Wege zu finden, um die komplexeren Probleme der gegenwärtigen Welt – vor allem die, welche die Umwelt und die Armen betreffen – zu lösen, die man nicht von einem einzigen Gesichtspunkt oder von einer einzigen Art des Interesses aus angehen kann“ (LS 110). „Die ökologische Kultur kann nicht reduziert werden auf eine Serie von dringenden Teilantworten auf die Probleme, die bezüglich der Umweltschäden, der Erschöpfung der natürlichen Ressourcen und der Verschmutzung auftreten. Es müsste einen anderen Blick geben, ein Denken, eine Politik, ein Erziehungsprogramm, einen Lebensstil und eine Spiritualität, die einen Widerstand gegen den Vormarsch des technokratischen Paradigmas bilden. Andernfalls können auch die besten ökologischen Initiativen schließlich in derselben globalisierten Logik stecken bleiben“ (LS 111).

Eine Spiritualität der Demut

Was aber ist die Alternative? Papst Franziskus deutet diese nur an. Er sieht sie in einer ganzheitlichen Hinwendung zum Kleinen (LS 112), im persönlichen Leben eines Lebensstils der Dankbarkeit und Zärtlichkeit, Geschwisterlichkeit und Einfachheit – ohne die Frage nach dem „Erfolg“. Auf dieser Spur lässt sich der Impuls des Papstes weiterführen und vertiefen. Christliche Schöpfungsspiritualität verdient ihren Namen nur, wenn sie die Orientierung an „Erfolg“ und Outcome überwindet und das für richtig Erkannte „einfach so“ tut: „Erfolg ist keiner der Namen Gottes“ (Martin Buber in: Eugen Kogon / Karl Thieme 1951, 195–196).

Und das ist denkerisch nur möglich, wenn Demut auch das Wissen darum beinhaltet, dass der Mensch in all seinem Streben restlos überfordert wäre, die Welt zu retten. In einem haben Klimaskeptiker wie Kardinal George Pell nämlich recht (George Pell 2011, 7; zu seiner These ausführlich: Michael Rosenberger 2013): Klimaschutz ist Hybris, wenn man meint, die Welt durch menschliches Machen retten und erlösen zu können. Das spricht nicht gegen den Klimaschutz, wohl aber gegen eine weit verbreitete, meist unreflektierte Interpretation desselben. So sehr umfängt das technokratische Paradigma das moderne Denken, dass viele Menschen gar nicht mehr merken, dass sie selbst in ihrer Kritik an der Technik darin verbleiben.

Franziskus möchte aus diesem Denken aussteigen. Wenn die Menschheit auch am Ende dieses Jahrhunderts im Ökosystem der Erde leben kann, ist das nicht in erster Linie ein Verdienst oder „Erfolg“ des Menschen, sondern ein unfassbares Geschenk und ein Wunder im besten Sinne des Wortes. Es wäre weniger ein Beleg für die Fähigkeiten

des Menschen als einer für die Widerstandsfähigkeit seiner Natur und die Resilienz der Ökosysteme. „Sola gratia“ – „allein aus Gnade“ werden wir gerettet, sagte Martin Luther.

Was aber bedeutet ein in diesem Sinne demütiges Leben in Verbundenheit mit der Schöpfung? „An erster Stelle schließt es Dankbarkeit und Unentgeltlichkeit ein, das heißt ein Erkennen der Welt als ein von der Liebe des himmlischen Vaters erhaltenes Geschenk. Daraus folgt, dass man Verzicht übt, ohne eine Gegenleistung zu erwarten...“ (LS 220). Wenn das Leben in der Schöpfung als ein unverdient empfangenes Geschenk wahrgenommen wird, so Franziskus, wird die praktisch gelebte Antwort darauf wie von selbst unentgeltlich gegeben. Nicht einmal die „Gegenleistung“, den „Lohn“, das Eineinhalb-Grad-Ziel zu erreichen, wird der spirituelle Mensch erwarten. Er wird es bestenfalls in aller Bescheidenheit erhoffen und im stillen Gebet erbitten.

Hier kommt die radikale gnadentheologische Logik des Ignatius von Loyola ins Spiel, der in einer berühmten Formulierung sagt: „Vertraue so auf Gott, als ob der Erfolg der Dinge ganz von dir, nicht von Gott abhinge; wende dennoch dabei alle Mühe so an, als ob du nichts, Gott allein alles tun werde.“¹ Diese Formel war offenbar derart provokativ, dass sie schon bald in eine weichere, weniger pointierte Fassung umgewandelt wurde (Karl-Heinz Crumbach 1969): „Vertraue so auf Gott, als ob du nichts, Gott allein alles tun werde; wende dennoch dabei alle Mühe so an, als ob der Erfolg der Dinge ganz von dir, nicht von Gott abhinge.“² Doch der ursprüngliche Text ist der theologisch einzig richtige.

Auf den Umweltschutz angewandt heißt das: Maximales, selbstloses und nicht auf Erfolg orientiertes Engagement für den Umweltschutz ist Ausdruck von Gottvertrauen. Wer

sich hingegen resignierend zurückzieht in der Überzeugung, dass der Mensch ohnehin nichts tun könne, der ist der Ungläubige, der Gottes Wirken im Menschen nichts zutraut. Denn er vertritt einen lähmenden Fatalismus. Zugleich aber macht der zweite Halbsatz der Ignatius-Formel deutlich, dass ein verbissenes und verkrampftes Engagement nicht dem christlichen Glauben entspricht. Vielmehr gilt es, die innere Freiheit und Gelassenheit zu spüren, die sich nicht vom Erfolg des eigenen Tuns abhängig macht. Erst die gnadentheologische Voraussetzung einer Differenz zwischen menschlichem Machen und göttlicher Gnade schenkt dem Menschen jene Freiheit, die er braucht, um sich wirklich mit Haut und Haaren zu engagieren. Maximales Engagement für den Klimaschutz wäre folglich auch dann die einzig richtige Handlungsoption, wenn abzusehen wäre, dass das Zwei-Grad-Ziel verfehlt wird.

Leben in „Freude und Hoffnung“ (GS 1)

„Gaudium et Spes“ – „Freude und Hoffnung“: Mit diesen Worten beginnt die Pastoralkonstitution des Zweiten Vatikanischen Konzils. Gemeinsam mit allen Menschen teilen die Jünger/innen Christi Freude und Hoffnung. Grund dieser Freude ist das, was der Mensch nicht macht, sondern was von selbst wächst. Nicht zufällig verwendet Jesus Phänomene der Natur, um das den Seinen klar zu machen:

Er sagte: Mit dem Reich Gottes ist es so, wie wenn ein Mann Samen auf seinen Acker sät; dann schläft er und steht wieder auf, es wird Nacht und wird Tag, der Samen keimt und wächst und der Mann weiß nicht, wie. Die Erde bringt von selbst ihre Frucht, zuerst den Halm, dann

*die Ähre, dann das volle Korn in der Ähre. Sobald aber die Frucht reif ist, legt er die Sichel an; denn die Zeit der Ernte ist da. Er sagte: Womit sollen wir das Reich Gottes vergleichen, mit welchem Gleichnis sollen wir es beschreiben? Es gleicht einem Senfkorn. Dieses ist das kleinste von allen Samenkörnern, die man in die Erde sät. Ist es aber gesät, dann geht es auf und wird größer als alle anderen Gewächse und treibt große Zweige, sodass in seinem Schatten die Vögel des Himmels nisten können.“
(Mk 4,26–32)*

Wer sich vom modernen Machbarkeitsdenken lösen will, ist eingeladen, sich Jesu Schöpfungsspiritualität anzuschließen. Einer Spiritualität, die das Wachsen wichtiger nimmt als das Machen; die Gottes Handeln mehr zutraut als menschlicher Aktivität; und die gerade so das menschliche Mühen freisetzt. Frei von aller Instrumentalisierung und allem Erfolgsdruck. Und zugleich erfüllt von einer absichtslosen, ergebnisoffenen Hoffnung. Denn: „Hoffnung ist nicht dasselbe wie die Freude darüber, dass sich die Dinge gut entwickeln. Sie ist auch nicht die Bereitschaft, in Unternehmen zu investieren, deren Erfolg in naher Zukunft absehbar ist. Hoffnung ist vielmehr die Fähigkeit, für das Gelingen einer Sache zu arbeiten. Hoffnung ist auch nicht dasselbe wie Optimismus. Sie ist nicht die Überzeugung, dass etwas klappen wird, sondern die Gewissheit, dass etwas seinen guten Sinn hat – egal, wie es am Ende ausgehen wird. Diese Hoffnung alleine ist es, die uns die Kraft gibt zu leben und immer wieder Neues zu wagen, selbst unter Bedingungen, die uns vollkommen hoffnungslos erscheinen. Das Leben ist viel zu kostbar, als dass wir es entwerten dürften, indem wir es leer und hohl, ohne Sinn, ohne Liebe und letztlich ohne Hoffnung verstreichen lassen!“ (Vaclav Havel)

Gibt es also Hoffnung? Diese Frage warf die säkulare Umweltorganisation Greenpeace anlässlich der 16. Vertragsstaatenkonferenz zur UN-Klimakonvention im Dezember 2010 in Cancun in einer symbolträchtigen Installation auf: An den Meeresstrand von Mexiko wurde ein Rettungsring von etwa 20 Metern Durchmesser gelegt. Daneben formten Menschen, die sich auf den Strand legten, das Wort „HOPE“ mit einem dicken Fragezeichen dahinter. „Die Welt ist in großer Not – doch gibt es Hoffnung?“ so die auf diese Weise aufgeworfene Frage von Greenpeace. Gerichtet war die Frage zunächst an die Delegierten der Vertragsstaatenkonferenz. Aber genau gesehen geht es um eine spirituelle, ja religiöse Frage. Sie richtet sich an jeden Menschen. Auf sie gibt es nur eine positive und Hoffnung gebende Antwort: eine Antwort des existenziellen Vollzugs, nicht des bloßen Redens: Das selbstlose, uneigennützig Sich-Schenken – einfach so, aus purer Dankbarkeit.

Anmerkungen

1 In diesem Wortlaut bei Gabriel Hevenesius, *Scintillae Ignatianae*, Vienne 1705, 230f: „Sic Deo fide, quasi rerum successus omnis a te, nihil a Deo penderet; ita tamen iis operam omnem admove, quasi tu nihil, Deus omnia solus sit factururus.“

2 So Gabriel Hevenesius, *Scintillae Ignatianae*, Vienne 1714, 230f: „Sic Deo fide, quasi tu nihil, Deus omnia solus sit factururus; ita tamen iis operam omnem admove, quasi rerum successus omnis a te, nihil a Deo penderet.“

Literatur

Karl-Heinz Crumbach 1969, Ein ignatianisches Wort als Frage an unseren Glauben, in: Geist und Leben 42,321–328

Eugen Kogon / Karl Thieme 1951, Das Porträt Martin Buber, in: Frankfurter Hefte. Zeitschrift für Kultur und Politik 6,195–200

Thorsten Mauritsen / Robert Pincus 2017, Committed warming inferred from observations, in: Nature Climate Change 7,652–655.

George Pell 2011, One Christian perspective on Climate Change. Annual GWPf Lecture 26.10.2011, http://thegwpf.org/images/stories/gwpf-reports/pell-2011_annual_gwpf_lecture_new.pdf (Stand: 4.12.2017)

Adrian E. Raftery / Alec Zimmer / Dargan M. W. Frierson / Richard Startz / Peiran Liu 2017, Less than 2 °C warming by 2100 unlikely, in: Nature Climate Change 7,637–641

Michael Rosenberger 2013, Das Apfelbäumchen pflanzen. Theologische Wahrnehmungen der gegenwärtigen Klimadebatte, in: Stimmen der Zeit 231,339–349

Michael Rosenberger 2018, „Wenn ich wüsste, dass morgen die Welt untergeht...“ Christliche Schöpfungsspiritualität zwischen Angst und Hoffnung, in: Severin Lederhilger (Hg), Gärten in der Wüste. Schöpfungsethik zwischen Wunsch und Wirklichkeit, Regensburg